

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Der Gänседоктор.

101

Humoristische Novelle von D. Gaus-Bachmann.

(Nachdruck verboten.)

„I Gott bewahre, die Rosen sind doch zum Gepflückt werden da,“ entgegnete er freundlich.

„Ich möchte nämlich dem Herrn Doktor einige schenken,“ bat sie, „du erlaubst doch?“

„Nur immer zu, mein Kind!“

Sie trat mit schelmischem Lächeln auf Liebhardt zu und reichte ihm einige der schönsten Rosen. „Aber die dürfen Sie nicht etwa einer anderen Patientin schenken,“ sagte sie scherzend.

Wäre Rienholz ein besserer Beobachter gewesen, so hätte ihm das mitwillige Blitzen in Ediths Augen und das verschmitzt-vergnüglihe Lächeln Liebhardts auffallen müssen. Aber er bemerkte das nicht; dafür spielte ihm seine Phantasie einen Streich. Er sah plötzlich den Doktor vor einer „anderen Patientin“ stehen, einer feisten Kuh, die er untersuchte, während ihre Stallnachbarin mit träger Kopfwendung die Rosen aus seinem Knopfloch nahm, die Ediths schmale, weiße Hände gepflückt hatten. Bei dieser Vorstellung zogen seine Mundwinkel zu zucken und seine Nasenflügel zu heben an, und er griff nach dem Glase, um zu trinken; aber der Wein schien ihm in die Sonntagskehle gekommen zu sein, denn er pufete und schnaubte, daß er ganz blau im Gesicht ward.

Mariechen war eine Haselnuß zur Erde gefallen, und sie suchte sehr lang unter dem Tische danach. Für Waldemar, dessen Phantasie ähnlich wie die seines Vaters arbeitete, war es ein Glück, daß Fritz wieder hereinkam; unter dem Vorwand, ihn wieder hinauszubefördern, konnte er sich von der Gesellschaft entfernen und seiner Heiterkeit freien Lauf lassen.

Liebhardt empfahl sich jetzt, und das gefährliche Frühstück, bei dem die meisten Teilnehmer wie auf einem Pulverfaß gegessen waren, war beendet.

3. Kapitel.

Ganz früh am nächsten Morgen war's, als Frau Amalie von einem ungewohnten Geräusch geweckt wurde. Erschrocken schlug sie die Augen auf und sah ihre Tochter im grauen Wettermantel vor dem Spiegel stehen und einen weißen Spitzenschal um ihren Kopf schlingen.

„Edith, wohin gehst du denn?“ rief sie erstaunt.

„Aber du weißt doch, Mama, ich habe dir's doch gestern abend gesagt: zur Luisequelle; der Doktor hat mir die Brunnenkur verordnet.“

„Ach so, richtig! Ja, aber Kind, wer begleitet dich denn?“ fragte die Mama. „Waldemar könnte doch...“

„Nein, nein, Mama, ich bitte dich,“ wehrte Edith ängstlich ab. „Sieh mich doch an, ich habe nur den Wettermantel über mein Morgenkleid geworfen, und mein Haar ist auch nicht ganz geordnet: ich bin froh, wenn mich niemand so sieht.“

Frau Amalie war zwar noch sehr schläfrig, aber so weit war ihr Begriffsvermögen doch schon klar, daß ihr Ediths Abwehr begreiflich erschien, und sie gab ihr noch den Rat, recht bald zurückzukommen, daß sie von den Hausgenossen nicht in dieser Toilette gesehen werde. Dann schloß sie die Augen und schlief weiter; Frau Amalie schlief gern und lange.

Edith schlüpfte aus dem Zimmer und stieg leise die

Treppe hinab; sie begegnete niemandem im Hause und ging eben auf das rückwärtige Gartenpförtchen zu, als ihr die Tante entgegenkam, die im Hühnerhof gewesen war.

„Ja, wohin denn in aller Morgenfrühe, Dithchen?“ rief die Tante überrascht.

„Zur Luisequelle, Tanten,“ entgegnete die Ge-fragte ein wenig verlegen.

„Zur Luisequelle? Ja, was machst du denn dort?“

„Der Doktor hat mir das Wasser verordnet, aber ich muß es frisch von der Quelle trinken, weil die Bewegung am frühen Morgen auch mitwirken soll.“

Die Tante sah sie so verblüfft an, daß Edith rasch fortfuhr:

„Weißt du, Tante, der Herr Doktor hat mir gesagt, er habe die Quelle, das heißt ihren Heilwert erst entdeckt und es sei eigentlich Geheimnis.“

Die Tante hatte sich inzwischen von ihrer Verblüffung erholt und sagte eifrig: „Nun, dann wünsche ich recht guten Erfolg und der Luisequelle seinerzeit eine große Verühmtheit. Aber, Dithchen, in Zukunft wird dich Waldemar oder Mariechen begleiten, es ist ja doch ein hübsches Stück zu gehen.“

„Ach nein,“ bat Edith. „Der Doktor meint, ich soll mit mir und meinen Gedanken einmal im Tag allein sein, ich käme zu wenig dazu; und der Morgen sei am geeignetsten.“

„Da mag er wohl recht haben,“ meinte die Tante, und sie dachte dabei an die vielschwärmende Amalie. „Na, denn mit Gott, Herzchen!“ sagte sie innig und küßte das Mädchen, dann ging sie dem Hause zu und Edith verfolgte ihren Weg. Ihr war so frei, so leicht zumute, wie schon lange nicht. So hell, so frisch war der Morgen, so lustig sangen die Vögel und so leuchtend bunt waren alle Blumen; das Leben war eigentlich doch recht schön, und wenn man nicht gerade direkte Ursache zum Traurigsein hatte, war's eigentlich doch undankbar, nicht lustig zu sein. Diese Gedanken gingen Edith durch den Kopf und sie fing an, leise vor sich hinzusingen, alle möglichen Lieder, und dann sang sie lauter und lauter, bis sie ins Wäldchen kam. Den stillen, schmalen Pfad ging auch sie stiller dahin und lugte nach links und rechts wie ein vorsichtiges Reh. Die Luisequelle war ein äußerst bescheidenes Brunnlein, das die für Naturschönheit begeisterten Grünländer mit einer romantischen Umgebung versehen hatten. Eine hübsche Grotte hatten sie darüber gebaut, die mit Farnkräutern und Efeu bewachsen war, ein paar Steine hatten sie dem Quellschen in den Weg gelegt, über die es mit leisem Plätschern hinüberhüpfte, und hundert Schritte von der Grotte entfernt ein gänzlich überflüssiges, aber sehr zierliches Brückchen aus Birkenholz gebaut; auch einige Moosbänke standen an den Ufern des mehr idyllischen als bedeutenden Wasserchens. Edith ging bis zur Grotte vor und setzte sich auf die nächste Moosbank; sie war zwar nicht rasch gegangen, aber gleich trinken mochte sie doch nicht. Und wie sie ans Trinken dachte, da mußte sie unwillkürlich lächeln; gerade so hatte sie gestern gelächelt, als ihr Liebhardt den Brunnen angeraten hatte, und er hatte auch sie angelächelt und sie hatten sich verstanden. Jetzt nachträglich errötete sie; war es denn recht, war es denn überhaupt

„Nun, diesen „ärztlichen Rat“ zu befolgen? Eigentlich sollte sie ihr Verstehen nicht zeigen sollen, das wäre diplomatisch gewesen; aber — waren sie und der „Doktor“ nicht eben durch das Bedürfnis nach Aufrichtigkeit verbunden? Rein, es war ganz gut so; eine Trinksur war zwar verordnet, aber eine Sprechkur sollte es werden und die tat ihr so not, so not. Daß sie es überhaupt nur so lang hatte aushalten können, alles in ihrer Brust zu verschließen! Aber warum er denn noch immer nicht kam?

Ehe sie den Gedanken zu Ende gedacht, tauchte an der Wegkrümmung hinter der Grotte eine Gestalt auf, die eilig näher schritt; er war es.

Sie stand schnell auf, ergriff ihr flaches Reisegläschen, das sie in die Tasche gesteckt hatte, und eilte zur Grotte; dort plätscherte sie mit Feuereifer das Gläschen aus und sah nicht eher auf, als bis ein fröhliches: „Guten Morgen, Fräulein!“ ihr Ohr traf. Dann wandte sie sich dem Grüßenden zu.

„Auch gefällig, Herr Doktor? Guten Morgen!“ Sie hielt ihm das gefüllte Glas hin, er aber schüttelte sich.

„Aee, danke,“ meinte er gemächlich, „meine Meditamenten nehme ich nie selbst ein.“

„Auch wenn sie so unschuldig sind?“ fragte sie neckend.

„Auch dann nicht,“ gab er zurück.

„Ich verliere das Vertrauen zu Ihnen,“ sagte sie drohend.

„Zu meiner ärztlichen Kunst,“ verbesserte er; „das dürfen Sie, aber zu mir nicht. Wenn Sie genügend Kur gebraucht haben, dann setzen wir uns ein wenig nieder und plaudern.“

Sie trank das Glas leer und folgte ihm zu der Moosbank, auf der sie früher gesessen; und dann plauderten sie, plauderten von allem Möglichen, bald heiter, bald ernst. Als sie gerade wieder beim Heiteren angelangt waren, sagte Edith auf einmal lachend: „Jetzt ist es aber höchste Zeit für mich, nach Hause zu gehen!“

„Ja, warum denn? Haben Sie meine Unterhaltung so plötzlich satt bekommen?“ fragte er.

„Satt?“ rief sie lustig. „Das ist's ja eben; hungrig bin ich dabei gewesen! Sie grausamer Doktor verordnen Ihre Kuren ohne Rücksichten auf den Magen Ihrer Patienten.“

„Sie haben noch nicht gefrühstückt?“ rief er aufrichtig gekümmert; „das ist ja schrecklich.“

„Es beginnt jetzt erst schrecklich zu werden,“ meinte sie; „ich glaube, auf dem langen Heimweg werde ich Gras essen.“

„Morgen müssen Sie frühstücken, ehe Sie herkommen, das geht so nicht.“

„Dann ist's aber doch keine richtige Kur,“ sagte sie schelmisch lächelnd; „Brunnen müssen immer auf nüchternem Magen getrunken werden.“

Er lachte vergnügt. „Ja, das ist wahr; aber wissen Sie was? Ich bringe ein Frühstück mit für uns beide; das ist ein herrlicher Gedanke, für den ich mich selbst bewundern muß. Meine Haushälterin ist nämlich auch nicht gewohnt, früh aufzustehen, weil ich selbst etwas lange liegen bleibe; heute habe ich sie auf ihre Frage aus Verlegenheit recht angeschnauzt, na, aber immer geht das doch nicht. So werde ich ihr morgen sagen, ich mache eine Entfettungskur durch und muß zeitig am Morgen Bewegung machen.“

„Und nehmen dann ein Frühstück für Zweie mit, das paßt gut dazu,“ entgegnete Edith heiter; „die Entfettung wird da kaum gefördert werden.“

„Soll sie auch nicht,“ meinte er gemächlich; „aber die Sache sieht dadurch erst recht glaubwürdig aus. Die Alte wird natürlich sofort sagen: „Na, da könnten Sie wohl ruhig daheim bleiben und dafür nur die Hälfte essen, wäre auch so gut — dabei sich beruhigen und nicht weiter nachdenken.“

„Aber ich? Ich kann dann zu Hause nichts essen und Tante und Onkel sind dann außer sich; sie sind so aufmerksam und möchten alles in mich hineinstopfen.“

„Na, das ist doch einfach! Nehmen Sie zum Vorwand auch Ihre Kleinigkeit mit und dann teilen wir, damit keine das andere beneidet, wenn es was Besseres hat. Ist's recht so?“

„Ja, meinnetwegen; aber jetzt muß ich heim.“

„Darf ich Sie ein Stückchen begleiten?“ bat er.

„Nur bis an den Ausgang des Wäldchens.“

Sie gingen eng aneinander, weil es der Pfad nicht anders erlaubte; eine Weile schwiegen sie, dann meinte Edith plötzlich ernst: „Gestern hab' ich mich beklagt, daß ich betrügen müsse und heute tu' ich's freiwillig; es ist nicht recht, daß ich hierher komme, das ist ein doppelter Betrug.“

„Aber ich bitte Sie, Fräulein, das ist ein ehrlicher Betrug.“

„Betrug und ehrlich, das ist eine zweifelhafte Zusammenstellung,“ sagte sie lächelnd.

„Aber doch äußerst logisch,“ entgegnete er. „Eine doppelte Verneinung ist bekanntlich eine Bejahung, und ein doppelter Betrug ist daher eine Ehrlichkeit.“

Sie lachte hell auf. „Sie sind kühn in Ihren Schlüssen, aber ich beuge mich Ihrer Logik. Auf Wiedersehen also morgen!“

Sie bot ihm ihre Hand, die er herzlich drückte, aber nicht küßte, dann eilte sie heimwärts. Sie fand die Hausgenossen beim Frühstück versammelt und wurde von ihnen bereits mit Ungeduld erwartet; ihr heller Blick und ihre geröteten Wangen wurden gebührend bewundert und Rienholz wurde nicht müde, des Doktors Lob zu singen, der sich zum Hymnus steigerte, als er Ediths Appetit sah. Und es war ihm Ernst mit diesem Lobe; als ihm seine Gattin am andern Morgen die Mitteilung von der Brunnenkur gemacht hatte, war er ihr entzückt um den Hals gefallen.

„Dr. Liebhardt ist ein himmlischer Kerl,“ hatte er gerufen, „mein Lebtag hätte ich dem Dickfad nicht so viel Geist zugetraut. Das ist ja eine prächtige Idee! Dem Wädel fehlt ja nichts als Bewegung im Freien, sie ist bloß verhoht und verträumt, und das hat der Mensch mit einem Blick durchschaut. Küßen könnte ich ihn, küßen!“ — Und da der Herr Dr. Liebhardt gerade nicht anwesend war, küßte Herr Rienholz seine Gattin, was diese mit Befriedigung geschehen ließ.

Einige Tage hindurch herrschte in der ganzen Familie eine fröhliche, fast gehobene Stimmung; Edith war heiter, manchmal beinahe knabenhaft übermütig; sie tollte mit Fritz umher, so daß dieser für die Kusine, um die er sich sonst wenig gekümmert hatte, zu schwärmen begann.

Aber auch Gustav war jetzt merkwürdig viel in ihrer Gesellschaft zu sehen, zum großen Mißvergnügen Waldemars; jetzt, wo das Mädchen lebhafter geworden war und es keine so schreckliche Aufgabe mehr war, sich mit ihr zu unterhalten, brauchte er diesen wißsprühenden, lustigen Beter ganz und gar nicht. Noch dazu schien es Gustav darauf abgesehen zu haben, ihn gerade in Gegenwart des Papas auszustechen; denn wie ausgerechnet, ließ immer, wenn dieser dazukam, Gustav seine blendendsten Witzrequisiten steigen, bezauberte die ganze Gesellschaft und hüllte Edith geradezu in Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten ein.

In dem ersten Freudentausche über Ediths sichtliches Wohlbefinden wurde das alles kaum bemerkt, aber nach und nach ebbte die begeisterte Stimmung ab und alle die kleinen Berechnungen und Befürchtungen traten wieder an die Oberfläche. Rienholz war wütend über Gustav.

„Jetzt ist der verdammt Keßnerjunge hinter ihr her,“ sagte er zu seiner Frau; „wenn er Erfolge erringt, wenn ich nur ein einziges mal bemerke, daß sich Edith für ihn zu interessieren beginnt, bleibt mir die Abenteuerstippe keine Stunde mehr im Haus, merke dir das!“

„Na, laß nur gut sein,“ beruhigte ihn Frau Vetti, „wenigstens wird unser Waldemar ein wenig angeflachtelt; der Junge ist ohnedies ein wenig schlappohrig.“

Rienholz ließ das zwar gelten, gab seiner Frau auch recht, aber das hinderte ihn nicht, etwas trabsüchtig gegen Frau Emma und ihren Sohn zu sein.

Diese schienen jedoch eine merkwürdig dicke Haut zu besitzen, denn sie quittierten jeden bissigen Ausfall mit einem fast vergnügten Lächeln. Wenn er gewußt hätte, wie königlich sie sich in ihrem Zimmer über seinen Zorn unterhielten, wäre er zum Schornstein hinausgefahren.

Gustav hatte seiner Mama Frißens vertrauliche Mitteilungen erzählt und sie hatten über Ediths vermeintliche Million und Rienholzens Hoffnungen viel gelacht, denn ihnen beiden schien diese Million äußerst zweifelhaft. Gustav, der Schall, hatte sofort den Plan gefaßt, der Erbin zum Ärger Rienholzens auf Leben und Tod den Hof zu machen und freute sich diebisch, wenn er sah, daß Onkel Rienholz seine Wut darüber nur schwer bemeistern

konnte. Frau Emma indessen, wenn sie sich auch sehr gut dabei unterhielt, mahnte doch zuweilen ab, da sie ja schließlich Gäste im Hause waren.

Während so kleine Stürme kleine Wellen auf der Oberfläche des geselligen Lebens im Hause Rienholz warfen, ahnte niemand, daß in der Tiefe einer jungen Menschenbrust ein Sturm tobte, der tausend helle Blüten vom Baume der Hoffnung riß, und daß ein junges Menschenherz aus einer tiefen Wunde blutete.

Edith und Mariechen schienen die Rollen vertauscht zu haben. Immer röthiger erblühten Ediths Wangen und immer bleicher wurden diejenigen Mariechens; immer heller strahlten Ediths Augen und immer trüber blickten die des Häuslinderchens. Dem Auge der Mutter blieb das nicht verborgen, aber auf ihre besorgten Fragen gab die Kleine zur Antwort, daß sie häufig Zahnschmerzen habe und deshalb und auch wegen der Hitze keine Nacht schlafen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Verkehrte Welt.

Von Bernhard A. Günther.

(Nachdruck verboten.)

Als die ersten Erforscher Australiens von ihren Reisen zurückkehrten, wußten sie Wunderdinge von diesem jüngsten Kontinent zu berichten. Sie erzählten, daß das alles gerade umgekehrt sei, wie bei uns, wenigstens soweit die Tier- und Pflanzenwelt und der landschaftliche Charakter des Landes in Betracht kommt. Und in der That — sie haben nicht Unrecht. Die Tier- und Pflanzenwelt Australiens bot ein derart eigentümliches Bild, daß man wohl von einer verkehrten Welt zu sprechen berechtigt ist. Zunächst muß schon der eigenartige Charakter der australischen Landschaften und Wälder unser Interesse erregen.

Das fruchtbare Land befindet sich in anderen Ländern in der Regel an den Mündungen der Flüsse. In Australien beginnt die größte Fruchtbarkeit dagegen meist erst da, wo es mit der Schifffahrt zu Ende ist. Bei uns sind fast immer die Täler fruchtbar, während die Vegetation abnimmt, je weiter man die Gebirge hinaufsteigt. In Australien findet man auf den Spitzen der Hügel das beste Gartenland. Bei uns finden wir den schönsten Schatten in den Wäldern, sodaß man geradezu von schattigem, kühlem Walde spricht. Anders in Australien, wo die Wälder zu den lichtreichsten Plätzen gehören, und die Bäume keinen Schatten geben. Die australischen Wälder haben nämlich zumeist ein parkähnliches Aussehen, sie entbehren des Unterholzes, und die Bäume stehen so weit auseinander, daß sich ihre Kronen nicht berühren und deshalb der Sonne allenthalben Zutritt gestatten. Die Bäume sind aber auch an sich nicht geeignet, Schatten zu spenden, da ihre Blätter dem Nadelartigen zustreben, ohne daß die Bäume zu den eigentlichen Nadelbäumen gehören. Auch lehren die letzteren nicht wie bei uns der Sonne ihre Breitseite, sondern ihre scharfe Fläche zu, sodaß sie nicht mit dem Laub, sondern allein durch ihren Stamm und ihre lichten Zweigkronen Schatten werfen. Es kommen hier hauptsächlich die Eucalypten, Casuarbäume und Azazien in Betracht, welche überhaupt die Hälfte aller Pflanzenindividuen bilden. Die Casuarinen tragen dem australischen Grundsatz der Verkehrtheit dadurch Rechnung, daß bei ihnen die Funktionen der Blätter durch die Oberfläche der schachtelhalbmartig gestreiften Zweige verrichtet werden, während die Blätter nur in der Andeutung vorhanden sind. Die Eucalypten sind es, deren schief säbelförmig gestellte Blätter derartig am Zweige herabhängen, daß sie der Sonne nur eine sehr geringe Fläche bieten. Im übrigen wachsen sie zu den riesigsten Pflanzenformen der Welt heran und übertrumpfen selbst noch die berühmten Mammutbäume Kaliforniens. So kennt man Exemplare des mandelblättrigen Gummibaumes, welche bei einem Stammumfang von 30 Metern am Boden eine Höhe von über 150 Meter besaßen, und deren Stamm bis zur Höhe von 90 Metern keine Verzweigung zeigte. Dabei besitzen einige Eucalypten ein so rasches Wachstum und eine so bedeutende Verdunstungskraft, daß sie sumpfige Gegenden schnell zu entwässern vermögen. Vor allem der blaue Gummibaum (*Eucalyptus Globulus*) erfreut sich großen Rufes in dieser Hinsicht. Man nennt ihn geradezu den Fieberheißbaum, ein Renommee, welches er außer der er-

wählten Eigenschaft auch seinem reichen Gehalt an ätherischem Öl verdankt. In neun Jahren erreicht er oft schon eine Höhe von 20 Metern bei einem Stammdurchmesser von 1 Meter. Gewisse australische Azazien bringen — was eine weitere Verkehrtheit einschließt — statt der Blätter nur verbreiterte Blattstiele hervor, welche in ihrem Bau den echten Blättern ähnlich sind und ganz wie bei uns die echten Blätter die Ernährungsorgane der Pflanze darstellen.

Während bei uns die Flora einer Gegend ein Gesamtprodukt der mannigfaltigsten Pflanzenarten ist, zeigen die Landschaften Australiens vielfach auf weite Strecken hin nur eine einzige Tier- und Pflanzenart. Die Wiesen bilden keinen zusammenhängenden Grassteppich, sondern einzelne Grasinseln. Das Sonderbarste aber ist, daß die Bäume nicht, wie bei uns, periodisch ihr Laub, sondern vielmehr ihre Rinde abwerfen. Der Engländer Henderson berichtet über diese seltsame Erscheinung: „Einmal im Jahre häutet sich jeder Baum, und zwar im März, dem ersten Herbstmonate. Die äußere Haut der Rinde scheint dann, von der Sonne versengt, Blasen zu bekommen, rollt sich auf und fällt in Stücken von jeder Größe ab, was den Bäumen ein merkwürdig scheitiges und zerlumptes Ansehen gibt. Wenn die dünne Haut ganz abgefallen ist, erkennt man die Bäume kaum wieder, denn die Stämme, welche vorher braun waren, haben jetzt eine helle, gelbe oder hellblaue Farbe. Mit der Zeit werden sie wieder grauer, bis der Herbst naht und die Bäume sich wieder häuten.“ Analoge Erscheinungen beobachten wir freilich auch an heimischen Baumarten, wenn sie auch nicht so charakteristisch hervortreten wie bei den Bäumen Neuhollands, welche Henderson vorwiegend im Auge hat.

Dr. Karl Müller erwähnt in seinem „Buche der Pflanzenwelt“ noch einige bemerkenswerte Verkehrtheiten der australischen Flora. Wer würde wohl glauben, daß es in Neuholland Dornen gibt, welche Blätter und Blumen treiben? Es geschieht dies bei der *Cryptandra spinescens*, einem zierlichen Strauch, an welchem jedes Aestchen seine abwechselnd gestellten zarten Zweige in Dornen verwandelt, an denen allein die winzigen kugelförmigen Blumen und winzigen Blätter hervorbrechen. Die Birnen und Kirichen des im ganzen fruchtbaren Landes bieten weitere Merkmale der Verkehrtheit. Die neuholländische Birne, ein Strauch aus der Familie der Proteaceen, bringt Früchte hervor, deren Stiele am dicken, statt wie bei uns, am spitzen Teile tragen, und die australische Kiriche hat den Kern außen an der oberen Spitze sitzen, statt in der Mitte des Fleisches. Wie Dr. Karl Müller hervorhebt, handelt es sich allerdings nicht um die fastige, erquickende Frucht, die wir unter dem Namen Kiriche mit Vergnügen verspeisen, sondern um das erbsengroße, beerenförmige, rote oder gelbe Erzeugnis eines Strauches, von dem die Frucht nur den beerenartig verdickten Fruchtstiel bildet. „Daher erklärt sich“, schreibt der erwähnte Forscher, „das Wunder sehr einfach, daß die eigentliche Frucht, der steinige Same, auf der dem Stiele entgegengesetzten Seite wächst.“ Immerhin bringt das Äußere der übrigens wenig schmuckhaften, faden Frucht den Eindruck hervor, als säße der Kern außen statt innen.

Die Blumen mancher Pflanzen zeigen ebenfalls eine interessante Eigentümlichkeit. Bei uns bilden die schön gefärbten Blumenblätter den prächtigsten Teil der Blüte, während die Staubfäden als unansehnliche Anhängsel im Innern sich verbergen. Bei verschiedenen Arten der australischen Myrtaceen ist es gerade umgekehrt, ihre Blumenblätter sind grünlich und unansehnlich, während die verlängerten Staubfäden intensiv scharlachrot gefärbt sind und den bunten Schauapparat der Blüte bilden. Wir suchen die Pilze am Tage, in Australien tut man gut, des Nachts auf die Suche zu gehen, da sie mit phosphorischem Lichte leuchten.

Gehen wir jetzt zur Tierwelt unseres gegenföhlertischen Kontinents über, so fassen wir auf noch weit seltsamere Wunder, deren jedes sich wieder als eine erstaunliche Verkehrtheit darstellt. Daß der australische Rind nicht, wie unser heimischer, am Tage, sondern des Nachts schreie, sei nur beiläufig erwähnt. Dagegen wollen wir uns die merkwürdige Tatsache zu Gemüte führen, daß es in Australien Säugetiere gibt, welche Entenschnäbel tragen und Eier legen, und andererseits Vögel, welche ein ähnliches Haarleid tragen, wie bei uns die Säugetiere. Die

Der Ameisenigel und das Schnabeltier bilden die beiden Familien der Gabeltiere. Ersterer ist ein überaus furchtbares Geschöpf, mit plumpem, stachelbedecktem Körper, das sich von Reptilien ernährt, hauptsächlich, wie schon der Name verrät, von Ameisen, und sich, wenn Gefahr droht, wie ein Igel zusammenrollt oder rasch in den Boden eingräbt. Das Schnabeltier ist eine Art Wassermaulwurf von biberähnlichem Bau. Mit seinem Schnabel gründet es im Wasser wie die Enten, es lebt von kleinen Wassertieren und gräbt sich äußerst künstliche Gänge mit Rammern ins Ufer der Gewässer, an und in denen es haust. Seine sonderbare Gestalt schützt es vor mancherlei Nachstellungen; Katzen und selbst Hunde ergreifen vor ihm die Flucht. Da es sich nicht lange in der Gefangenschaft hält, so ist es bisher nicht gelungen, ein lebendes Tier nach Europa zu bringen.

Unter den Vögeln mit dem Haarleid sind die Kasuare und Emus, die australischen Strauße, entstanden, deren eigentümliche Befiederung vollkommen haarartig erscheint. Wenn wir in Vorstehendem dem jüngsten Kontinent das Zeugnis der Verlehrtheit ausstellen, so ist diese Bezeichnung natürlich mehr scherzhaft gemeint. Die Natur bringt niemals etwas Verlehrtes hervor; die hier aufgeführten Eigentümlichkeiten erscheinen nur unseren europäischen Begriffen in diesem wunderbaren Lichte. Ihre Erklärung finden dieselben durch die von der Wissenschaft festgestellten Tatsache, daß die Flora und Fauna Australiens einen urweltlichen Charakter aufweist. Die gigantischen Eucalypten sollen zum Teil Tausende von Jahren alt sein, die besenartigen Kasurinen zeigen eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit den Riesenschachtelhalmen der Trias.

Ein Wunderhof.

Wenn von Paris die Rede ist, dann denken wir uns, wie es uns unsere von französischen Einflüssen durchsetzte Erziehung gelehrt hat, darunter die Stadt des Lichtes, eine Zentralfeste wunderbarer Herrlichkeiten. Diese Auffassung haben wir von dem Paris aller Zeiten. Da ist es nicht uninteressant, aus einem alten französischen Roman einiges zu erfahren über die Zustände der „Lichtstadt“ aus jener Zeit, da dort der Sonnenkönig Ludwig XIV. herrschte und einen ganz unerhörten Glanz um sich herum verbreitete. Weder das politische noch das Armenwesen waren damals zuverlässig geordnet, und deshalb war es möglich, daß sich Zustände entwickelten, wie sie im Nachstehenden beschrieben werden: Am Nordende von Paris befanden sich eine finstere, schmutzige Seitengasse und eine ebenso verwahrloste und ärmlich aussehende Gasse, die an einem ziemlich großen Platz mündete, dicht nebeneinander und waren unter dem Namen „Wunderhof“ wohlbekannt. Dieser seltsame Name kam wahrscheinlich daher, daß die Blinden, Lahmen, Tauben, Krüppel, welche allabendlich zu

Hundertern von ihren Bettelgängen in ihrer dort gelegenen Wohnungen zurückkehrten, kaum diesen Stadteil betraten, als sie — o Wunder — sich plötzlich fast sämtlich in gesunde Menschen verwandelten. Der Wunderhof war die Hauptstadt des Königsreichs der Bettler, in welche die Polizei und die Gendarmen nicht zu jeder Zeit einzudringen das Recht hatten. Es trieben damals in Paris über 40 000 Diebe, Bettler und Vagabunden ihr Handwerk, insgesamt als „Zigeuner“ bezeichnet. Die Gassen des Wunderhofes waren nicht gepflastert, sondern bestanden aus Bergen von Unrat und Schmutz, zwischen denen bei Regenwetter sich große Pfützen erstreckten, die bei heißer Jahreszeit sich in stinkenden Sumpf verwandelten. Nachts herrschte dort ein wildes, lärmendes Getriebe, und die Dunkelheit breitete gar oft ihren verhüllenden Mantel über furchtbare Verbrechen aus. Die Bewohner des Wunderhofes, vom Kinde bis zum Greise, waren schmutzig, zerlumpt und in Verbrechen sehr erfahren. Sie wohnten so eng zusammengedrängt in ihren morschen, unsauberen Lehmhütten, daß sich manchmal 50 Familien in einem kleinen Hause befanden. Keiner durfte etwas besitzen, was er nicht gestohlen oder erbettelt hatte, keiner sorgte für den folgenden Tag; was einer gefunden oder erbettelt hatte, wurde nachts vielfach unter entsetzlichen Ausschweifungen vergeudet. ff.

ff. Englische und französische Arzneifabrikate, die überaus zahlreich im Gebrauch sind, sollen nach einer Anweisung eines Oberversicherungsamtes in Preussischland an die unterstellten Ämter möglichst nicht mehr verschrieben werden. In diesem Sinne sollen die Ämter auf die Ärzte einwirken.

Aus der Natur

= Knochenbruchbehandlung mit Röntgenstrahlen. Die Wirksamkeit der Röntgenstrahlen, die in den letzten Jahren nicht nur zu diagnostischen, sondern ebenso sehr — und mit großem Erfolge — zu therapeutischen Zwecken angewandt wurden, ist lehtin auf ein neues Gebiet ausgedehnt worden: nämlich auf die Behandlung von Knochenbrüchen. Dr. Manfred Fränkel, ein Berliner Röntgentherapeut, berichtet in der „Medizinischen Klinik“ über recht günstige Erfahrungen, die er sowohl in der Zivilpraxis, wie bei der Behandlung Verwundeter gesammelt hat. In normalem Zustande ist der Knochen genau wie andere Organe für die Röntgenstrahlen unangreifbar; ist er jedoch krankhaft verändert, etwa gebrochen, so reagiert er in merkwürdiger Weise auf eine Bestrahlung. Die Röntgenstrahlen wirken dann so auf ihn, daß sie sein Wachstums- und Neubildungsvermögen reizen, mithin zur Knochenbildung, dem sogenannten Callus, führen. Auf diese Weise konnte z. B. eine Verkrümmung des Radiusknochens in einer Ausdehnung von zehn Zentimetern in sieben Wochen vollkommen geheilt werden, indem sich zwischen die klaffenden Bruchenden unter dem Einfluß der Bestrahlung eine Knochenbrücke schob, die den Knochen defekt deckte. Auch der Heilungsverlauf der ganzen Wunde wird durch die Röntgenstrahlen abgekürzt. Selbst da, wo die Wunden keinerlei Heilungstendenz gezeigt hatten, bedeckten sie sich schnell mit Granulationen und vernarbt bald.

Humoristische Ecke

— Verkehrter Einkauf. Hölzerin: Da hat Ihr Herr Gemahl recht schöne Krebse gekauft und schickt mich damit zu Ihnen her! — Junge Hausfrau: Oh dien, was mein Mann aber auch macht — diese garstigen grünen Dinger kann man ja gar nicht brauchen; wir wollten welche zum Essen — rote!